



LISA
JACKSON

NANCY BUSH

**NIEMAND
WIRD DEIN FLEHEN
HÖREN**

Weltbild

Niemand wird dein Flehen hören

Die Autorinnen

Lisa Jackson zählt zu den amerikanischen Top-Autorinnen, deren Romane regelmäßig die Bestsellerlisten der New York Times, der USA Today und der Publishers Weekly erobern. Ihre Hochspannungsthiller wurden in 15 Länder verkauft. Auch in Deutschland hat sie mit *Shiver*, *Cry* und *Angels* erfolgreich den Sprung auf die Spiegel-Bestsellerliste geschafft. Lisa Jackson lebt in Oregon. Mehr Informationen über die Autorin unter: www.lisajackson.com
Nancy Bush lebt mit ihrer Familie in Lake Oswego, Oregon.

Lisa Jackson / Nancy Bush

Niemand wird dein Flehen hören

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Elisabeth Hartmann

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *Wicked Game* bei
Kensington Publishing Corp., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Susan Lisa Jackson and Nancy Bush

Published by Arrangement with

KENSINGTON PUBLISHING CORP., New York, NY, USA

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by

Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Elisabeth Hartmann

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com

(© Korionov; © ra2.studio; © Nik Merkulov)

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-86365-623-2

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

WIDMUNG

Mein besonderer Dank gilt Terry aus Iron Station in North Carolina, die den Namen Butterfinger für die Katze in diesem Roman beigesteuert hat.

PROLOG

Campus von St. Elizabeth

Februar 1989

Mitternacht ...

Heilige Muttergottes, hilf mir!

O bitte ... rette mich!

Das Mädchen rannte im aufsteigenden Nebel kopflos durch den Irrgarten. Sie stolperte, ein vorstehender Ast streifte ihr Gesicht.

»Nein!« Sie deckte die Hand auf die Wange und spürte sogleich warmes Blut zwischen ihren Fingern hindurchquellen. Das gab ihr neuen Antrieb. Sie rannte weiter, atmete schwer. Ihre Wadenmuskeln schmerzten, ihre Lungen brannten, und noch immer prasselte der mitternächtliche Regen auf sie nieder.

Das hier ist nicht richtig. Ganz und gar nicht!

So sollte es nicht sein! Es kann nicht sein!

Sie warf einen Blick über die Schulter zurück, lauschte angestrengt, das Klopfen ihres Herzens dröhnte ihr in den Ohren. Sie hatte sich nicht verirrt. Sie wusste, wo sie war. Sie kannte die Abzweigungen und Windungen, die zum Zentrum des Irrgartens führten, und wenn sie es erst erreicht hatte, würde sie, davon war sie überzeugt, einen weiteren Ausgang finden – vielleicht auch zwei. Aber es war schon lange her, dass sie hier gewesen war. Einen Augenblick dachte sie, sie würde sich vielleicht in ihren eigenen Unter-

gang führen, in eine Falle, die sie sich selbst gestellt hatte. Sie musste weiterlaufen, sich an die Abzweigungen und Windungen erinnern ...

Aber es war so dunkel.

Und er kam näher. Sie spürte ihn. Als ob sein Atem bereits ihren Nacken streifte.

Angst schnürte ihr die Kehle zu und sie schlitterte fast um eine Ecke aus zitterndem Lorbeer. Er wusste von ihr > und jetzt war er ihr auf den Fersen.

Woher wusste er das? Während sie selbst doch so viele Jahre – ihr ganzes Leben, so kam es ihr vor – gebraucht hatte, um die Wahrheit zu erfahren!

Doch dann hatte sie ihn dummerweise herausgefordert. Hatte ihn selbst in den Irrgarten eingeladen, in der Hoffnung, mehr zu erfahren; um ihn zu entlarven. Sie hatte geglaubt, den Spieß umdrehen, das böse Geschick abwenden zu können. Aber es läuft nicht nach Plan, sagte sie sich. Ihre Schuhsohlen rutschten im langen Gras. Die Jägerin war zur Gejagten geworden.

Aber wie konnte er über sie Bescheid wissen ... es sei denn ... es sei denn, er war *einer von ihnen*?

Sie hörte etwas. Ein Geräusch ... ein scharfes Zischen ... Ihre Nackenhaare sträubten sich. Was zum Teufel *war* das?

Sie blieb wie erstarrt stehen, die Hände erhoben, als wolle sie eine Gefahr abwehren. Auf den Fußballen stehend, zitterte sie am ganzen Körper und keuchte verhalten. *Er war da!* Ganz nahe. Er hatte den Irrgarten bereits betreten. Sie konnte ihn jetzt deutlich hören, denn er gab sich keine Mühe, sein Näherkommen zu verheimlichen. Ihr Herzschlag schmerzte an den Rippen.

War er allein? Sie vermutete es. Er *musste* allein sein. Sie hatte geplant, dass er allein sein *würde*, aber jetzt wusste sie es nicht.

Gar nichts wusste sie.

Und das machte ihr Angst, denn bisher hatte sie *immer* alles gewusst. Das war ihre Gabe. Und vielleicht ihr Fluch.

Deshalb hatten sie auch die Wahrheit nicht vor ihr verbergen können. Sie hatte herausgefunden, wer sie waren und wer sie selbst war, obwohl sie sich größte Mühe gegeben hatten, es zu verhindern. Zu ihrer eigenen Sicherheit, hatten sie gesagt. Und jetzt ... jetzt fing sie an zu verstehen, was sie gemeint hatten.

Es war wegen ihm.

Sie lauschte mit zitterndem Herzen, während ihre Angst wuchs. Der Verfolger schritt durch den Irrgarten. Ohne Eile. Unaufhaltsam. Nahm stets die richtige Abzweigung. War es nur eine Person? War jemand bei ihm? Sie konnte es nicht mit Sicherheit sagen.

Sie konnte nicht bleiben. Sie blickte über die hohe Hecke hinweg und sah, als Wolken sich vor den Mond schoben, einen blassen Lichtstrahl. Er zeichnete den Glockenturm der Kirche in krassem, Unheil verkündendem Umriss nach, und südlicher, ganz in der Nähe, war das Dach des Klosters zu erkennen.

Sie hatte diese Wahrzeichen schon hundert Mal gesehen.

Mit hämmerndem Herzen schlüpfte sie, nachdem sie die Orientierung wiedergefunden hatte, zwischen den Hecken hindurch. Schleichend tastete sie sich vor, um eine Bank und eine scharfe Biegung herum, in Richtung Zentrum, zu der Statue. Sie hatte die gespenstische Madonna immer mit

leisem Argwohn betrachtet, doch jetzt war es ihr brennender Wunsch, sie endlich zu erreichen.

Zuflucht.

Sicherheit.

Darum betete sie jedenfalls. Das Blut floss kalt in ihren Adern, sie fror so sehr, als wäre es zu Eis erstarrt.

Geräuschlos umrundete sie eine letzte Biegung und blieb abrupt stehen, als plötzlich die Marienstatue auftauchte, die sie in bleichem Weiß mit erhobenen Armen begrüßte. Inmitten der schwankenden Äste und des modrigen Geruchs nach totem Laub und Schlamm schimmerte sie gespenstisch.

Bei ihrem Anblick schnappte sie nach Luft, taumelte zurück und wäre beinahe gestürzt. Ein Zweig knackte unter ihrem Schuh.

Angstvoll sah sie sich um, duckte sich wie ein gehetztes Tier. Hatte er sie gehört? Hinter sich hörte sie ihn im nachtdunklen Irrgarten näher kommen. Unbeirrt. Immer näher. Er nahm die richtigen Abzweigungen, ohne zu zögern. Ihr Herz klopfte im Takt zu seinen Schritten, die ihr Verderben ankündigten. Sie schluckte, leckte sich nervös über die Lippen und zwang ihre Beine, sich wieder in Bewegung zu setzen. Eine Ecke ... eine längere Strecke ... noch eine Ecke.

Aber wo war der Ausgang? Hatte sie ihn verfehlt?

Vor Angst und Hilflosigkeit hätte sie schreien mögen. Sie sah sich gezwungen, den gleichen Weg zurückzugehen, im Wissen, dass er immer näher kam. Sie spürte seine Nähe jetzt so deutlich, dass eine Gänsehaut ihre Arme überzog.

Sie fand keine Öffnung, keine Lücke zwischen den dicken Ästen.

Panik erfasste sie. Es musste einen Ausgang geben, ein Versteck, eine Möglichkeit, die Oberhand zu gewinnen ...

Er kam unaufhaltsam.

Näher. Mit entschlossenem Schritt, unüberhörbar auf dem schlammigen Boden.

Wo? Wo zum Kuckuck war die Lücke in der Hecke?

Sie hastete an den Hecken entlang, schob die Hand ins Laubwerk, tastete ... suchte ... Ihr Kopf dröhnte, ihr Herz raste, Meeresbrandung rauschte in ihren Ohren, das Aufprallen von Wellen an fernen Felsen ... obwohl sie in diesem geschlossenen Labyrinth keineswegs in Strandnähe war. Aber so war es immer gewesen. Immer hatte sie diese seltsam vertrauten Geräusche gehört, immer einen fernen Ort mit salziger Luft gespürt ...

Doch hier fand sie keinen Ausgang. Keine Fluchtmöglichkeit. Nur dicke Äste, lückenlos.

Sie schluckte krampfhaft. Das war das Ende. Es gab kein Entrinnen. Sie kniete vor der Statue nieder und hauchte lautlos: »Mutter Maria, rette meine Seele ...«

Sie war nicht gut gewesen.

Aber auch nicht durch und durch schlecht.

Hinter sich hörte sie ihn erbarmungslos näher rücken. Ganz ohne Eile. Denn er *wusste*, dass er sie in der Hand hatte. Das Entsetzen ließ sie wieder frösteln.

Sie hielt ganz still, betete verzweifelt, immer wieder: *Mutter Maria, rette meine Seele*. Und dann erklang eine Stimme. Tief. Rau. Sie hallte hohl in ihrem Kopf: *Sie kann dir nicht helfen. Du hast keine Seele, die sie retten könnte*.

Waren das seine Worte? Hörte sie *seine* grausame Stimme?

Mit plötzlicher Klarheit dachte sie: *Ich bin sechzehn Jahre alt und werde sterben.* Wie dumm sie war, ihn gereizt zu haben. Ihn *herauszufordern.* Was hatte sie sich dabei gedacht?

Das war ja der Kernpunkt ihres Problems: Sie konnte nicht nur in die Zukunft blicken, nein, sie versuchte manchmal auch, sie zu verändern.

Und das würde sie nun umbringen. Mitten in diesem Irrgarten, in der Winterkälte würde er ihrem Leben ein Ende machen. Verzweifelt schob sie eine Hand in die Jackentasche und schloss die Finger um das dort verborgene Klappmesser.

Inbrünstig betete sie um ihr Leben, um ihre Seele. Über das Hämmern ihres Herzens hinweg hörte sie die Schritte des Jägers. Sie kamen unerbittlich näher. Sie sprang auf, drehte sich zu der gähnenden Öffnung im dichten Gestrüpp hin, dem einzig möglichen Fluchtweg. Aus den Tiefen der Schatten tauchte eine Gestalt auf.

Groß.

Bedrohlich.

Wie Luzifer persönlich.

Ihr Anfang und ihr Ende.

»Geh weg!«, befahl sie und hob das Messer.

Er kam weiter auf sie zu.

»Ich bringe dich um, ich schwör's.«

Ein träges, selbstgefälliges Lächeln trat auf sein Gesicht. *Du denkst, du hättest mich hierher eingeladen, Hure, während ich es doch war, der dich gefunden und gejagt hat und dich töten wird.* Er sprach kein Wort und dennoch hallte seine Stimme durch ihren Kopf.

»Es ist mein Ernst«, warnte sie ihn und schwang die kleine Klinge, das Klappmesser, das sie aus der Schublade ihres Vaters gestohlen hatte.

Meiner auch.

Sie stürzte ihm entgegen, stieß mit dem Messer zu, in der Absicht, ihm den Leib aufzuschlitzen. Aber flink wie eine Schlange schoss sein Arm vor. Kräftige Finger umspannten ihr Handgelenk.

»Ah!«

Mieses Weibsstück. Er bog ihre Hand zurück. Sie schrie auf und brach in die Knie.

Er sah sie an. Starke Finger bogen ihr Handgelenk um.

»Hör auf!«, schrie sie.

Zischend stieß er den Atem aus. Mit einem kurzen Ruck brach er ihr das Handgelenk.

Sie schrie leise auf. Das Messer entglitt ihren gefühllosen Fingern. Seine dunklen Augen waren wie Laser, als er das Messer aufhob und es ihr zwischen die Rippen stieß. »Schluss jetzt«, krächzte er.

Sie schlug nach ihm, aber es war sinnlos. Sie sah ihn an und flüsterte: »Das ist erst der Anfang ...« Sie sah, wie sein Gesicht sich vor Wut verzerrte. Er schüttelte vehement den Kopf und stieß ihr das Messer noch tiefer in die Brust.

Die Nacht verwirbelte um sie herum. Sie brach vor der Statue zusammen, nahm wahr, dass ihr Mörder sie mit gebleckten Zähnen ansah. Sein keuchender Atem bildeten weiße Wölkchen, die sich auflösten, als sie den Blick hob. Blut quoll aus ihrer Wunde.

Dann lag sie still wie der Tod unter der Madonnenstatue. Er entzog sich ihrem brechenden Blick. Wolken verhüllten

den Mond. Nur wenige Sterne standen am Himmel. Ir-
gendwo in der Ferne schien eine Glocke zu läuten.

Ich bin ein Opfer, dachte sie.

Dann nahm die Dunkelheit sie auf.

Campus von St. Elizabeth

Februar 2009

Mitternacht ...

Kyle Baskin hielt sich die Taschenlampe unters Kinn, den Lichtstrahl nach oben gerichtet, sodass die Flächen und Mulden seines Gesichts beleuchtet wurden.

»Bloody Bones betrat das Haus«, flüsterte er mit tiefer, gespenstischer Stimme. Sein Blick huschte über den Kreis der Jungen zu seinen Füßen, die ernsthaft und mit ängstlichen Gesichtern zu ihm aufsahen. »Bloody Bones ging zur Treppe. Bloody Bones blickte hinauf und konnte die Kinder durch die *Wände* sehen.«

»Wie mit dem Röntgenblick?«, piepste Mikey Ferguson.

»Klappe.« James, sein älterer Bruder, bedachte ihn mit einem strafenden Blick.

Über ihnen schwankten die Äste. Der Mond stand am Himmel, war jedoch durch die hohen Hecken des Irrgartens nicht zu sehen. Nur ganz wenig Licht sickerte durchs Laub.

»Ich bin auf der ersten Stufe«, sang Kyle und hielt um noch größerer Wirkung willen inne. Über den Strahl der Taschenlampe hinweg sah er die Kinder an, die er und James ins Zentrum des Irrgartens geführt hatten. Sie hatten eigentlich nur babysitten sollen, doch das war todlangweilig. »Ich

bin auf der zweiten Stufe.« Er holte zitternd Luft und sagte gedehnt: »Ich ... bin ... auf ... der ... dritten ... Stufe ...«

Mikey warf einen furchtsamen Blick über die Schulter zurück und drängte sich enger an James, dessen Feixen für Kyle deutlich sichtbar war.

Tyler, der kleine Angsthase, fing an zu schniefen.

»Ich ... bin ... auf ... der ... *vierten* ... Stufe ...«

»Wie viele Stufen sind denn da?«, schrie Mikey und klammerte sich an James' Arm.

»Halt die Klappe!« James versuchte, ihn abzuschütteln.

»Ich will nach Hause!«, jammerte Tyler.

»Ich bin auf ... der ... *fünften* Stufe!«

»Ich rufe meinen Dad.« Preston, der übergewichtige Junge, stand auf. Seine gewöhnlich tonlose Stimme zitterte leicht.

»Das Handy liegt noch im Auto, du Idiot.«

»Ich bin auf der *sechsten Stufe*, *ich bin auf der siebten Stufe*, *ich bin auf der achten Stufe!*«, haspelte Kyle rasch herunter.

Wie an Fäden gezogen sprangen die Jungen auf, schrien, sahen sich hektisch um und suchten vergebens nach einem Fluchtweg, doch die Hecken ragten bedrohlich in den Weg hinein.

Kyle sagte im Flüsterton: »Ich bin auf der neunten Stufe ...«

James wurde ein bisschen unruhig. Sie durften nicht zulassen, dass diese Dummköpfe in alle Himmelsrichtungen davonflitzten. »Setzt euch!«

»Ich bin auf der zehnten Stufe ... und jetzt gehe ich den Flur entlang ... Ich stehe vor eurer Tür ... ich öffne sie ... *knirsch!*«

Irgendwie hörte es sich dämlich an, dachte James, wie Kyle die Geschichte erzählte, aber es zeigte weiß Gott Wirkung. Die Kleinen huschten durcheinander wie Kakerlaken, wichen angstvoll vor der schmutzigen alten Statue dieser Dame zurück, schrien und heulten. James und Kyle fingen an zu lachen. Sie konnten nicht anders. Das stachelte die Kleinen beinahe zur Hysterie auf, und Mikey taumelte gegen die Statue – der Idiot – und brachte das Ding zum Kippen. Die Planierraupen waren schon auf dem Gelände gewesen. Die Schule wurde abgerissen, der Irrgarten ebenfalls. Deswegen war Kyle überhaupt auf diese Idee gekommen. Eine letzte Gruselfete, wo sie die Kleinen in Angst und Schrecken versetzen konnten.

»Du Blödmann, du hast die alte Dame umgekippt«, sagte James im Tonfall eines schwer geprüften Menschen.

Er ging zu seinem jüngeren Bruder, um ihm wieder auf die Beine zu helfen, während Kyle Tyler und Preston einfiel, die weinten wie kleine Babys. Mikey war praktisch selbst zu einer Statue erstarrt. Er stand da wie vom Donner gerührt und starrte vor sich hin. Langsam hob er eine Hand, als James zu ihm kam, und zeigte auf einen Erdhügel, der sich gebildet hatte, als die Statue kippte.

»Bloody Bones«, flüsterte er. Sein zeigender Finger zitterte.

James blickte in die angegebene Richtung. Aus dem Boden hatte sich eine menschliche Skeletthand erhoben, gleichzeitig schmutzig und sonderbar weiß, mit ausgestreckten Fingern, als wollte sie um Hilfe bitten.

James fielen fast die Augen aus dem Kopf. Er begann zu schreien wie am Spieß und konnte nicht wieder aufhören.

Kyle starrte in nackter Angst auf die Hand. »Mist«, stieß er zitternd hervor.

Der kleine Mikey packte James' Hand und zerrte ihn mit sich aus dem Irrgarten heraus. Der Rest der Truppe rannte ihnen nach. Sie alle rannten um ihr Leben; den ganzen Weg über spürten sie Bloody Bones' kalten Atem in ihrem Nacken.

1. KAPITEL

Ich spüre sie ... diese Veränderung in der Atmosphäre, unterschwellig, aber deutlich, wie die leise Erschütterung eines leichten Erdstoßes mit seinen Nachbeben. Ich weiß, was das bedeutet.

Ich wusste, dass es geschehen würde. Habe gewartet.

Ich schlage die Decken des alten Bettes zurück und lausche auf das Heulen des Windes, der von Westen her landeinwärts tobt und das Wasser aufwühlt. Auf Kleidung verzichte ich und stoße die Tür der alten Wärterwohnung auf, die zum Leuchtturm selbst führt. Rasch bewältige ich die Wendeltreppe, laufe die verrosteten Stufen empor und kümmere mich nicht darum, dass das Metall unter meinem Gewicht ächzt.

Schneller! Schneller!

Mein Herz hämmert. Die Rastlosigkeit, die ich zu beherrschen versucht, die Impulse, die ich in Schach gehalten habe, brechen sich Bahn.

Die Treppe verengt sich, als ich zur Plattform hinaufsteige, wo die einstmals helle Signallampe schläft. Ihr riesiger Strahler spendet nun kein Licht mehr, warnt keine Seeleute mehr vor drohenden Untiefen.

Ich öffne die Tür nach draußen und betrete den verwitterten Gitterrost. Regen sprüht aus den am Himmel brodelnden Wolken, der Wind zerrt an meinem Haar, und die Nacht ist dunkel und winterlich. Vierzig Meter unter mir umtost die wütende Brandung diese kleine, zerklüftete, seit einem halben Jahrhundert verlassene Insel.

Niemand wohnt hier.

Der Leuchtturm ist für die Öffentlichkeit tabu und wird umsichtig vom Küstenschutz, einem alten, verbogenen Maschendrahtzaun und der gefährlichen Brandung selbst bewacht.

Einige wenige haben es gewagt, hier einzudringen.

Aber sie sind in den trügerischen Strömungen rund um diesen erbärmlichen kleinen Felsen ums Leben gekommen. Trotz der Dunkelheit wende ich mich um und richte den Blick aufs Festland. Ich weiß, dass sie da sind. Ich habe so viele geholt, wie ich konnte. Ihre Festung kann genommen werden, aber ich habe Narben aus dem Kampf davongetragen und muss vorsichtig sein.

Heute Nacht schimmert kein Licht aus ihren Fenstern. Der Wald verdeckt sie.

Ich schaue aufs Meer hinaus, halte die Nase in den Wind, rieche jedoch nichts außer dem brackigen Duft des tobenden Pazifiks vierzig Meter unter mir. Der Wind bläst mir das Haar in die Augen, meine Haut wird kalt in der eisigen Luft, aber das Blut in meinen Adern fließt heiß.

Ich stelle mir den Geruch ihrer Haut vor. Wie ein regennasser Strand. Verlockend ...

Ich kann sie beinahe riechen. Beinahe.

Auch ohne ihre Witterung weiß ich, wo sie ist. Ich habe durch eine andere von ihr erfahren, die mir ungewollt den Weg gewiesen hat.

Gut.

Es ist mal wieder an der Zeit, ein uraltes Übel auszuräumen. Dieses Mal wird nichts fehlschlagen.

Ein kalter Schauer lief Becca Sutcliff über den Rücken. Sie atmete tief durch und sah sich um. Das Mädchen an der

Kasse von Mutts & Stuff warf ihr einen Blick aus den Augenwinkeln zu. »Alles in Ordnung?«

»Nur eine Gänsehaut, völlig grundlos«, sagte Becca.

Das Mädchen zog die Brauen hoch und Becca las ihr die Gedanken praktisch von der Stirn ab: *Ja. Klar. Wie du meinst.* Sie scannte Beccas Einkäufe ein und stopfte alles in eine Tüte. Becca bedankte sich, balancierte die Päckchen aus, die sie bereits trug, und nahm die Tüte an sich. Ja, es war reine Ersatzbefriedigung, dass sie einkaufte wie ein Weltmeister, das Resultat der chaotischen Nachwehen von ungeklärten Gefühlen seit ihrer Trennung von Ben. Und jetzt war Ben tot. Einfach weg. Und kam nie wieder. Und das alles gab ihr ein ... na ja ... komisches Gefühl.

Sie setzte ihren Weg durch die Einkaufspassage fort. Die fröhlichen roten und pinkfarbenen Herzchen in allen Schaufenstern deprimierten sie. Valentinstag. Der traurigste Tag des Jahres für die, die plötzlich wieder Single sind.

Gut. Sie war nicht restlos unglücklich. Sie hatte schon lange gewusst, dass sie und Ben es nicht schaffen würden. Sie waren nie verliebt gewesen. Nicht so, wie sie es sich gewünscht, erhofft, geplant hatte. Als sie erfuhr, dass er eine Affäre hatte, war sie wütend geworden. In erster Linie auf sich selbst. Im Grunde konnte sie sich nicht einmal so recht daran erinnern, was sie überhaupt veranlasst hatte zu heiraten. Was hatte sie gewollt? Was hatte Ben gewollt? War es nur eine Frage des Zeitpunkts gewesen? Die Frage, wenn nicht Ben, wer dann?

Dann erfuhr sie, dass er in den Armen seiner neuen Liebe gestorben war. Herzinfarkt.

Weg ... weg für immer.

Daran hatte sie noch zu knacken. Musste sich noch mit der Tatsache abfinden, dass er sie wegen einer anderen Frau verlassen hatte. Sie verlassen hatte ... während sie noch glaubte, sie hätten vielleicht, vielleicht doch noch eine Chance. Die Chance, eine Familie zu gründen. Ein Kind zu bekommen. Ein eigenes Kind. *Ihr* eigenes Kind.

Das Schaufenster von Pink, Blue and You, Baby- und Umstandsmoden, tauchte vor ihr auf. Sie war schon früher einmal dort gewesen, um ein Geschenk für eine schwangere Kollegin zu besorgen. Das war fast eine Folter für sie gewesen. Sie wünschte sich ein Kind. Hatte sich schon immer ein Kind gewünscht. Bei der Erinnerung, dass sie vor langer, langer Zeit ein ungeborenes Baby verloren hatte, krampfte sich ihr Magen zusammen.

In Situationen wie dieser meldete sich der Schmerz zurück, so frisch und grausam wie zur Zeit der Fehlgeburt. Tränen brannten ihr in den Augen. Aber sie würde nicht zusammenbrechen. Um Himmels willen, nicht jetzt. Sie hatte ohnehin viel zu lange getrauert. Sie drängte die dummen Tränen zurück und wandte den Blick von den niedlichen Sachen in Puderrosa, Hellblau und Zitronengelb ab. Hatte sie Ben deswegen geheiratet? Um ein Kind zu bekommen? Um das zu ersetzen, was ihr genommen worden war?

Becca ermahnte sich, endlich darüber hinwegzukommen. Sie hatte sich unzählige Male dieselbe Frage gestellt, hatte nicht versucht, eine Antwort zu finden. Aber jetzt war das alles irrelevant. Ben war nicht mehr. Und er hatte seine zwei- undzwanzigjährige neue Geliebte schwanger zurückgelassen. Er hatte nie gewollt, dass Becca schwanger wurde.

»Ich will keine Kinder«, hatte er gesagt. »Das hast du gewusst, als wir geheiratet haben.«

Ach, ja? Sie erinnerte sich nicht.

»Wir zwei alleine, Becca. Nur du und ich.«

Vielleicht hatte sie ihn wirklich nur geheiratet, um ein Kind zu bekommen. Nein, besser: Um ein Kind zu *ersetzen*. Vielleicht hatte sie die Sache mit der Liebe nur erfunden. Vielleicht hatte sie sich nur gewünscht, dass alles so viel schöner sein würde, als es dann tatsächlich war.

Aber sie hatte keine Zeit, sich in Selbstmitleid zu suhlen. Es war vorbei. Endgültig! Sie kehrte dem Schaufenster den Rücken zu. Nicht nötig, sich selbst noch länger zu quälen. Absolut überflüssig.

Zur Linken befand sich ein Selbstbedienungsrestaurant, und sie warf einen Blick hinein, bevor sie eilig in die andere Richtung weiterging. Doch plötzlich verschwamm ihr alles vor Augen, was sie zwang, langsamer zu gehen und schließlich ganz stehen zu bleiben. Ihr Puls schoss urplötzlich in die Höhe. Verflixt! Sie spürte eine Ohnmacht nahen. So etwas hatte sie schon früher erlebt, öfter, als ihr lieb war. Allerdings wurde sie nie richtig bewusstlos. Oh nein. Es war eher so, als ... geriete sie unter einen Bann. In einen Wachtraum. Doch es war seit Jahren nicht mehr vorgekommen. Seit *Jahren* nicht!

Warum jetzt?, fragte sie sich, eine halbe Sekunde, bevor sengender Schmerz durch ihren Kopf schoss. Sie wankte und fiel auf die Knie. Ihre Einkäufe entglitten ihr. Becca senkte den Kopf, verbarg in einem letzten lichten Moment vor dem Einsetzen der Vision instinktiv ihr Gesicht vor neugierigen Gaffern.

In einer ebenso vertrauten wie gefürchteten Transformation fühlte sich Becca aus der Einkaufspassage und dem Verlustschmerz wegen ihres Babys herausgenommen. Sie befand sich nicht mehr in der realen Welt, sondern in einer verwässerten, substanzlosen, in einer Welt, die sie in ihrer Jugend gepeinigt hatte, und die ihr als Erwachsene jedoch merkwürdigerweise abhandengekommen war ... bis jetzt.

Vor ihr, in geringer Entfernung, stand ein Mädchen im Teenie-Alter auf einer Landspitze oberhalb eines grauen, schäumenden Meers. Ihr langes hellbraunes Haar wehte im Wind, der ihr mit seiner Gewalt Hemd und Jeans an den Körper presste. Ihr Blick ging über die aufgewühlte See hinweg zu einer regenverhangenen kleinen Insel. Becca folgte dem Blick des Mädchens zu der Insel, einer verlorenen felsigen Anhöhe, so unwirtlich wie ein fremder Planet. Das Mädchen schauderte, Becca ebenfalls. Die Kälte fraß sich in ihren Körper und überzog ihn mit einer Gänsehaut.

Das Mädchen kam ihr bekannt vor. Sehr bekannt ...

Becca musterte sie eingehend, unter nahezu körperlicher Anstrengung.

Kenne ich sie?

Becca rang mit der Erinnerung. Wer war sie? Wo war sie? Warum zerrte sie Becca hinüber in ihre Welt?

Vage empfand sie den leichten Schwindel, die beklemmende Warnung vor der bevorstehenden Ohnmacht. Nein, nein, nein! Zwischen zwei Welten gefangen, wo ihr Körper in der einen versagte und ihr Geist in der anderen verzweifelt nach Antworten suchte, fixierte Becca das Mädchen.

»Wer bist du?«, rief sie, doch der auffrischende Wind verwehte ihr die Worte.

Das gespenstische Mädchen trat einen Schritt vor; ihre Schuhspitzen ragten über den Rand des Abgrunds. Becca streckte einen Arm aus. Ihr Mund öffnete sich zum Protest.

»Halt! *Halt!*« Wollte sie sich in den Tod stürzen? Becca preschte im selben Moment vor, als das Mädchen sich ihr zuwandte. Anstelle des Profils sah Becca nun ihr Gesicht von vorn.

»Jessie?«, flüsterte sie erschrocken. Jessie sah Becca nur an, und Becca, machtlos, erwiderte ihren Blick. Der Wind zauste Jessies Haar, das ihr ernstes kleines Gesicht umtanzte. Beccas Herz hämmerte schmerzhaft.

Jessie Brentwood? Ihre verschollene Klassenkameradin? Die seit zwanzig Jahren verschwunden war ...

Nicht aber jetzt, in Beccas Vision.

»Du stehst zu nah am Abgrund!«, warnte Becca. Das Gespenstermädchen hob einen Finger an die Lippen, dann formte sie für Becca bestimmte Worte.

»Wie bitte?« Becca kämpfte um einen klaren Kopf. »*Was sagst Du?*«

Im einsetzenden Nebel verblich das Bild des Mädchens. Becca strebte ihr entgegen, doch ihre Füße schienen mit dem Boden verwachsen zu sein. »Jessie!«, schrie sie.

Das Mädchen verschmolz mit dem Regen und die verwässerte Welt trübte sich zu endlosem Grau.

Becca spürte Tränen an den Wimpern und ein dumpfes Pochen im Kopf. Von irgendwoher sagte eine Männerstimme: »Hey, Lady. Fehlt Ihnen was?«

Mit einiger Mühe schlug Becca die Augen auf. Sie befand sich noch immer im Einkaufszentrum. Lag auf dem geflies-

ten Boden. Inmitten ihrer verstreuten Einkäufe. Kein Meer. Kein Wind. Keine Jessie.

Oh, wie blamabel!

Becca zog die Beine an und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Es war schwer, in die Wirklichkeit zurückzufinden. Nach einer Vision war es immer so. Diese dummen Aussetzer! Sie dachte, sie hätte sie hinter sich. Ein Symptom aus ihrer Kindheit. Seit ihrer Highschoolzeit hatte sie keine Visionen mehr gehabt, und inzwischen war sie vierunddreißig Jahre alt.

Doch vergessen hatte sie sie nie. Nicht vollständig.

»Mir fehlt nichts«, sagte sie mit einer Stimme, die sie nicht als ihre eigene erkannte. Sie räusperte sich und wehrte sich gegen die stechenden Kopfschmerzen. Auch so ein unwillkommener Bestandteil ihrer Visionen. »Ich bin gestolpert.«

»Ach, ja?«

Der junge Mann, der sich über sie beugte, glaubte ihr nicht. Eine kleine Schar von jungen Leuten hatte sich angesammelt, klein genug, um Becca zu verraten, dass sie nicht lange bewusstlos gewesen sein konnte, höchstens ein paar Sekunden lang. Eines der Mädchen sah sie aus riesigen runden Augen an, und Becca hörte im Kopf noch immer den Nachhall des Schreis bei ihrem, Beccas, Sturz. In der Hand hielt es einen Becher mit Limo aus dem Restaurant. Verschwommen erinnerte Becca sich, kurz in Richtung dieses Mädchens gesehen zu haben, bevor die Vision über sie kam.

»Sie hatten wohl so eine Art Anfall«, sagte ein anderes Mädchen. Sie trug eine Mütze, die ihr die Ponyfransen an die Stirn presste, sodass sie zwischen den blonden Strähnen hindurchblinzeln musste. Sie alle sahen irgendwie fluchtbe-

reit aus. Becca erwog kurz, »Buh!« zu rufen, damit sie alle vor der Verrückten die Flucht ergriffen.

Klick. Klick. Klick.

Becca hörte, wie ein Handy zugeklappt wurde. Einer der Typen hatte eine Fotoserie von ihrem Ohnmachtsanfall geknipst. Das reichte! Dämlicher Bengel! Unsicher kam Becca auf die Füße und bedachte den Jungen mit einem vernichtenden Blick. Er schien hin- und hergerissen zu sein zwischen Mut und Angst. Becca war schon im Begriff, ihm gehörig die Meinung zu sagen, doch das wurde ihr erspart, als eine stämmige Frau in gedeckt blauer Uniform auf sie zukam.

»Zurück«, fauchte sie den Jungen an, der sich stolz geschwellt unter seine Freunde mischen wollte, während er sich gleichzeitig am liebsten aus dem Staub gemacht hätte. Sie alle suchten im Dauerlauf ihr Heil in der Flucht zum Restaurant und einem Ausgang.

»Alles in Ordnung, Ma'am?«, fragte die Sicherheitsbeamtin.

Rot vor Verlegenheit nickte Becca und sammelte ihre Einkaufspäckchen und -tüten ein. In Ordnung war weiß Gott nichts.

»Sie sind ein bisschen blass. Vielleicht sollten Sie sich irgendwo setzen.«

»Das passiert mir manchmal. Dann bekomme ich nicht genug Luft. Der Vagusnerv, wissen Sie? Bringt manchmal das gesamte System zum Kollabieren.«

Die Securitydame verstand augenscheinlich nur Bahnhof, und außerdem war es eine faustdicke Lüge. Die Ärzte hatten sich früher schon immer am Kinn gekratzt und über den Grund ihrer Ohnmachtsanfälle und Visionen spekuliert.

Die Visionen ignorierten sie, konzentrierten sich auf die Ohnmacht und stellten Beccas Eltern gegenüber, Barbara und Jim Ryan, allerlei Theorien und Behauptungen auf, ohne jemals plausible Erklärungen abgeben zu können.

»Mir fehlt nichts«, versicherte sie der Frau noch einmal, bemüht, sich einen Rest von Würde zu bewahren. Bevor sie noch weiter ausgefragt werden konnte, hastete Becca zum Ausgang der Passage und mit gegen den Regen gesenktem Kopf zu ihrem Auto, einem blauen Volkswagen, der eingekquetscht zwischen zwei übergroßen Geländewagen stand. Sie spürte ein Stechen in der Schulter, das wohl von dem Fall herrührte, als sie sich zur Fahrertür hindurchzwängte, ihre Einkäufe auf den Beifahrersitz warf und einstieg. Außerdem kribbelte es am ganzen Körper, als wären sämtliche Muskeln eingeschlafen. Sie legte die Stirn aufs Lenkrad und holte ein paar Mal tief Luft. Diese Vision war anders gewesen. Beinahe greifbar. Sie hatte tatsächlich die Arme nach dem Mädchen ausgestreckt. So etwas war nie zuvor passiert.

War es denn wirklich Jessie gewesen? Becca wischte sich das regenfeuchte Haar aus den Augen und riet sich im Stillen, die Sache einfach zu vergessen, dann hob sie den Kopf und starrte blicklos durch die Frontscheibe auf die kremfarbenen Gipsputzwände der Einkaufspassage. Eine Frau knapp über zwanzig stand unter dem überdachten Eingang, rauchte und sprach in ihr Handy, doch Becca war so in Gedanken verloren, dass sie sie kaum wahrnahm.

Seit dem letzten Jahr auf der Highschool hatte Becca keine Vision mehr erlebt. Mit Erfolg hatte sie sich im Laufe der Jahre eingeredet, dass sie kein Sonderling wäre. Dass sie nicht den Verstand verlor.

Doch diese Vision von Jessie war deutlicher gewesen als alles bisher Erlebte. Und entschieden beängstigender. Was hatte sie zu bedeuten?

»Nichts! Sieh den Tatsachen ins Auge, du spinnst eben«, flüsterte sie. Gruselige Visionen oder Anfälle oder wie immer man es nennen wollte, waren das Letzte, was sie im Moment gebrauchen konnte. Sie hatte so gehofft, dass sie für immer gestorben wären.

Becca versuchte das anhaltend merkwürdige Gefühl abzuschütteln und fuhr vom Parkplatz. Die Scheibenwischer kämpften gegen den Regen. Der Himmel hatte sich verdunkelt, die Nacht senkte sich rasch herab. Eines ihrer Päckchen war umgekippt, und das Geschenk für das Baby, das sie gekauft hatte, lag auf dem Sitz, eine bunte, zierliche Meerjungfrau-Puppe in Silberlamé mit Pailletten in Pink und Grün.

Die alte Traurigkeit drohte wieder über sie herzufallen, doch sie ließ es nicht zu. Sie lenkte mit einer Hand, mit der anderen stopfte sie die Puppe zurück in die Schachtel und fuhr zielstrebig zu der Eigentumswohnung, die sie früher mit Ben geteilt hatte. Jetzt gehörte die Drei-Zimmer-Wohnung ihr allein – die gesamten zweihundert Quadratmeter »entzückender Fünzigerjahre«-Architektur, wie sie angepriesen wurde. In Laiensprache beschrieb das ein in den späten Fünfzigern errichtetes Apartmenthaus, das in den späten Neunzigern mit geringfügigen Neuerungen zu Eigentumswohnungen umgebaut worden war. Aber es war immerhin ihr Zuhause. Auch ohne Ben.

Als sie dann auf dem Stellplatz einparkte, war es Becca gelungen, die verflixte Vision und ihre unwillkommene De-

pression abzuschütteln. Es war schon dunkel und der Himmel öffnete erneut seine Schleusen.

Durch die Regenschleier lief sie zur Haustür und suchte nach ihren Schlüsseln. Die Abendzeitung, verpackt in einer Plastikhülle, lag auf der Treppe. Beim Eintreten hob sie sie, mit ihren Päckchen jonglierend, auf und legte sie zusammen mit den Einkäufen auf dem Klapp Tisch im Foyer ab. Als sie ihren feuchten Mantel auszog und in den Garderobenschrank hängte, kündigte das Klicken von Krallen die Ankunft ihres Hundes Ringo an.

»Hey, Alter«, sagte sie. Der Köter mit dem schwarz-weißen lockigen Fell wedelte wild mit dem Schwanz und sah sie erwartungsvoll an. »Sieh mal, was ich für dich habe.«

Sie hielt das blaue Halsband mit dem kleinen Hundeknochenmotiv in die Höhe, doch Ringo sah nur sie an. Wenn es sich nicht um etwas Fressbares handelte, zeigte er kein Interesse.

»Okay.« Becca gab nach und ging in die Küche, wo sie nach einem Glas mit kleinen Hundekuchen griff. Ringo bellte zweimal glücklich, als Becca den Deckel abschraubte, ein paar Kekse herausfischte und sie dem Hund zuwarf, der in die Höhe sprang und einen nach dem anderen auffing, um dann mit ihnen zurück in sein Körbchen zu springen, sie zu beschnuppern und schließlich zu fressen.

»Wir machen gleich einen Spaziergang«, sagte sie und füllte etwas Hundefutter in seinen Napf. Ringo verschlang rasch seine Kekse und lief zu seinem Napf, um seine reguläre Mahlzeit mit dem gleichen Appetit zu verzehren wie die Kekse. Er war nicht sehr wählerisch.

Becca sah aus dem Küchenfenster auf die Rückseite eines

weiteren Apartmenthauses und eine Rasenfläche. Sie konnte direkt in die fremde Küche schauen, die mit roten und pinkfarbenen Plastikherz-Girlanden geschmückt war. Am Tisch saß ein junges Mädchen und leckte den Guss von einem mit Zuckerherzen dekorierten Törtchen.

Becca dachte an den letzten Valentinstag. Sie hatte auf Ben gewartet. Zwar hatte sie gespürt – oder vielmehr längst gewusst –, dass ihre Ehe in den letzten Zügen lag, doch sie hatte spontan einen Kuchen und eine Flasche Sekt gekauft. Der Kuchen war herzförmig und in roter Schrift stand auf weißem Zuckerguss: *Sei mein*.

In jener Nacht war Ben nicht nach Hause gekommen, und Becca hatte den Sekt geöffnet, allein ein halbes Glas getrunken und den Rest in die Spüle gegossen. Anrufe auf seinem Handy und SMS blieben bis tief in die Nacht unbeantwortet, bis er schlicht zurückschrieb: *Mir ist etwas dazwischengekommen. Keine Sorge. Alles in Ordnung*. Sie wäre beinahe in Panik geraten und hätte die Polizei gerufen, doch tief im Herzen wusste sie, was auf sie zukam. Am nächsten Tag erschien er mit der Nachricht, dass er sich in eine andere verliebt hatte und dass diese andere Frau schwanger war.

Obwohl sie sich sagte, dass sie so etwas erwartet hatte, versuchte Becca völlig vergebens, nicht schockiert, gekränkt und wütend zu sein. Aber ihn einer Affäre zu verdächtigen war die eine Sache, diese Affäre *und eine Schwangerschaft* bestätigt zu sehen, eine völlig andere.

»Zu mir hast du gesagt, du wolltest keine Kinder«, erinnerte Becca ihn, bemüht, ihn nicht anzusprechen.

»Dann habe ich es mir wohl anders überlegt«, antwortete er und wick ihrem vorwurfsvollen Blick aus.

»Ach so?«

»Hör zu, es tut mir leid. Ich wollte das nicht.«

»Wenn du es nicht wolltest, hättest du ein Kondom benutzen können.«

»Wer sagt, dass ich das nicht getan habe?«

»Hast du's denn getan?«, wollte Becca wissen. Hielt er sie für blöd?

Fast hätte er sie angelogen. Sie sah ihm an, dass er überlegte, ob sie ihm glauben würde. Doch er kannte sie fast so gut wie sie ihn. »So war es nicht geplant«, brummte er, ging ins Schlafzimmer und holte seinen Koffer hervor.

Sie folgte ihm, fühlte sich zu sehr verraten, um ihn einfach gehen zu lassen. Sie riss eine Reisetasche vom Schrank und stopfte sie mit seinen Sachen voll. Ihre Empörung, ihre verzehrende Wut trieben sie dazu, seine teuren Oberhemden zusammenzuknüllen. »Nimm alles mit. Alles. Komm nicht wieder. Nie wieder.«

»Becca, du bist jetzt sauer. Ich muss doch zurückkommen und ...«

»Versuch nicht, vernünftig mit mir zu reden, Ben, oder, ich schwor's dir, ich fange an zu schreien.« Sie funkelte ihn an, sah aber nur das Baby vor sich. Das Baby, das er bekam ... mit einer anderen Frau. »Falls du nicht alles tragen kannst, wartet der Rest auf der Veranda auf dich.«

»Mach dich nicht lächerlich!«

»Ich, lächerlich?«, fuhr sie auf und ließ eines seiner weißen Hemden zu Boden fallen.

Ben, der Feigling, konnte ihr nicht in die Augen sehen. Unter angespanntem Schweigen hob er das Hemd auf, packte seine restlichen Sachen zusammen und stürmte aus der Woh-

nung. Sie warf ihm den anderen Koffer hinterher, gleichgültig, ob er ihn aufhob oder nicht. Zwei Tage lang stand er auf der vorderen Veranda und sie stopfte noch weitere Sachen dazu und krönte den Haufen mit seiner liebsten Golftrophäe. Halb rechnete sie damit, dass der Hauseigentümergeverband sich über das Chaos beschweren würde, doch bevor es dazu kam, hatte Ben alles abgeholt. Er kam vorbei, als Becca nicht zu Hause war, also gab es keine weiteren bösen Worte. Ein paar Monate lang wechselten sie dann überhaupt kein Wort mehr. Becca hatte gerade beschlossen, den Kontakt wieder aufzunehmen und sich auf die unvermeidliche Scheidung vorzubereiten, als sie einen Anruf von Kendra Wallace – der anderen – bekam, die ihr zwischen Schluchzern, Schreien und unter Tränen mitteilte, dass Ben in ihren Armen offenbar an einem Herzinfarkt gestorben war. Mit zweiundvierzig.

Gut zehn Minuten lang drang nichts anderes zu Becca vor. Nichts außer der Tatsache, dass Ben tot war. Als sie wieder zu sich kam, hörte sie Kendras selbstmitleidiges Jammern: »Ich Arme, was soll ich bloß machen?«

»Das Baby«, sagte Becca und fand aus ihrem Schockzustand zurück in die Realität. Ben wurde doch Vater ...

»Das Baby gehört mir!«, fuhr Kendra sie scharf an, als wüsste sie von Beccas großer Sehnsucht nach einem eigenen Kind.

»Hast du Verwandte?« *Jemanden, der dir hilft?*

»Was hat das mit der Sache zu tun?«

»Du brauchst doch jemanden ...«

»Ich brauche Ben, und der ist tot!«, sagte sie schniefend und schluchzend. »Und ... und ... du hörst von meinem Anwalt.«

»Von deinem Anwalt? Warum ...« Dann begriff sie. Die Scheidung war noch nicht ausgesprochen, die Regelung der Finanzen noch nicht geklärt. Lieber Himmel.

Kendra knallte den Hörer auf.

Becca blickte ins Leere. Ihr war klar, dass Kendra sie zur Kasse bitten würde, aber wenn das Kind Bens Kind war, bitte schön. Als sie dann zwei Monate später den entsprechenden Anruf erhielt, wählte sie die Nummer, unter der sie Kendra gespeichert hatte, und erfuhr, dass es die Nummer von Kendras Mutter war. Die erklärte Becca, Kendra sei mit ihrem neuen Freund nach Los Angeles gezogen. »Und das Kind?«, fragte Becca, und die Frau teilte ihr unterkühlt mit, dass Kendras Freund den kleinen Jungen adoptieren würde, und das ... ginge ... sie ... nichts an. Die Anwälte würden das regeln.

Und das taten sie. Kendras Kind erhielt letztendlich ein Treuhandkonto, bestückt mit der Hälfte des Erlöses von Bens Lebensversicherung und eingerichtet von Beccas Anwalt, der mit Ben befreundet gewesen war. Becca akzeptierte, dass es dem Kind zustünde, doch falls Kendra mehr von ihr verlangen sollte, würde sie kämpfen.

Jetzt umarmte Becca Ringo kurz, legte ihm das neue Halsband an und hakte die Leine ein, dann schlüpfte sie in ihre Lieblingsregenjacke. Mit einer Hand drehte sie ihr Haar zu einem Knoten und zog sich eine Basecap darüber, während Ringo an der Tür tänzelte.

Draußen herrschten schwarze Nacht, Regen und Kälte. Sie spazierten über das Grundstück der Wohnanlage. Ringo wedelte mit dem Schwanz, wenn ihnen andere Hunde begegneten, bellte jedoch nicht. Abgesehen von dem einen

oder anderen Gebell, wenn er zu fressen bekam, war er ziemlich ruhig, knurrte selten und machte keinen Lärm. Beim Gassi gehen reichte es ihm, an allen interessanten Baumstämmen zu schnuppern oder das Bein zu heben.

Dieser Abend bildete keine Ausnahme. Aufgrund des Regens waren nicht viele Fußgänger unterwegs. Mit hochgeschlagenem Kragen und gesenktem Kopf marschierte Becca ein paar Häuserblocks entlang in Richtung Fluss und wieder zurück und ließ Ringo Zeit für seine Geschäfte.

Etwa einen Block von ihrer Haustür entfernt blieb Ringo plötzlich starr stehen und ließ tief in der Kehle ein Knurren hören. Becca zerrte an der Leine, aber Ringo rührte sich nicht vom Fleck. »Komm schon«, sagte sie. Ihre Nackenhärchen richteten sich auf. Das war ein ziemlich untypisches Verhalten für Ringo.

Der Hund fixierte einen Punkt ungefähr hundert Meter entfernt, wo eine dichte Gruppe Tannen hoch und dunkel auftrug, deren Äste sich im schräg fallenden Regen auf und ab bewegten, als ob sie winkten. Beccas Puls beschleunigte sich. Da war etwas faul. Sie sah sich ruckartig um und rechnete halb damit, dass der Schwarze Mann sich auf sie stürzen würde.

Ringo stieß jetzt ein scharfes Bellen aus und ruckte an der Leine.

»Du jagst mir Angst ein, Hund«, schimpfte Becca, beugte sich herab, nahm das nasse Tier auf den Arm und lief zur Haustür. Sie fühlte seinen Körper vom Knurren vibrieren.

In der Wohnung verriegelte sie die Tür, nahm Ringo die Leine ab, nahm vom Garderobenschrank ein bereitgelegtes Handtuch und versuchte, Ringo trockenzureiben, doch er

schoß zum nächstgelegenen Fenster, erhob sich auf die Hinterbeine und presste, die Zähne gebleckt, die Nase an die Scheibe.

»Hör auf damit«, befahl Becca auf dem Weg in die Küche, wo sie den Teekessel mit Wasser füllte. *Wahrscheinlich hat er bloß ein Eichhörnchen gesehen. Oder die fette gelbe Katze, die sonst immer auf der Dachterrasse der oberen Wohnung hockt. Nichts Gefährliches. Reiß dich zusammen!*

Sie wehrte sich gegen ein Schaudern und fing an, im Schrank zu kramen. An diesem Valentinstag gab es keinen Sekt. Tee würde reichen.

Als sie zurück ins Wohnzimmer kam, saß Ringo auf dem Hinterteil, blickte jedoch noch immer unentwegt auf einen Punkt draußen vor dem Fenster.

Becca versuchte, ihn zu sich aufs Sofa zu locken, doch als sie zu ihm ging, um ihn aufzuheben, entzog er sich ihr und lief vor dem Fenster auf und ab. Sein Verhalten machte sie nervös. Sie griff nach der Zeitung und löste die Plastikhülle. Ihr Blick fiel auf das Foto einer Statue. Die Madonna im Irrgarten von St. Elizabeth. Die Schlagzeile verkündete: JUNGEN FINDEN MENSCHLICHES SKELETT IM IRRGARTEN.

Vor Schreck blieb ihr der Mund offen stehen.

Der Teekessel pffft, und Becca stieß erschreckt einen kurzen Schrei aus. Ringo fing an, wie wild zu bellen. Es dauerte, bis sie den Hund und ihren rasenden Puls wieder beruhigt hatte und den Artikel über den Leichenfund auf dem Grundstück der privaten Highschool lesen konnte, die sie besucht hatte und die jetzt abgerissen wurde.

Als sie zum Ende kam, zählte sie ihre immer noch be-

schleunigten Herzschläge, während sie auf die Regenschlieren an ihrer Fensterscheibe starrte. Ihre Gedanken wanderten weit fort von diesem trüben Valentinstag, ihrem verstorbenen Mann und Ringos Verhalten.

Die Vergangenheit, die Zeit an der Highschool, wurde vor ihr lebendig. Sie wusste, dass es sich um die Leiche von Jessie Brentwood handeln musste, dem Mädchen aus ihrer Vision, der Highschoolfreundin, die spurlos verschwunden war, die Freundin von Hudson Walker, Beccas heimlicher Liebe und der Vater ihres ungeborenen Kindes, von dem er nichts wusste.

Jezebel ›Jessie‹ Brentwood. Sie war sechzehn Jahre alt gewesen, als sie verschwand.

An diesem Tag war sie Becca im Traum erschienen.

Jessie hatte etwas gesagt. Etwas Wichtiges. Während der Wind in ihrem Haar wühlte und sie die Fußspitzen über den Rand des Abgrunds schob. Sie hatte Worte geflüstert, die eine Bedeutung haben mussten. Die Becca nicht verstanden hatte.

»Jessie ...«, sagte sie laut. Sie senkte den Blick auf die Zeitung und das gespenstische Bild der Madonnenstatue. »Was ist dir nur zugestoßen?«